

WISSEN



Wilhelm Tell lässt sich von Gessler nicht demütigen. Doch der moderne Begriff der Demütigung war jung, als Friedrich Schiller sein Freiheitsdrama schrieb.

DEMÜTIGUNG Evelin Lindner erforscht, wie Menschen sich erniedrigen. Sie wurde dafür in Zürich ausgezeichnet.

«Wir brauchen globale Ampeln»

Interview: Marcel Hänggi

WOZ: Sie haben einmal gesagt, Ihre Religion sei «Demut und Geduld». Was hat Demut mit Ihrem Forschungsobjekt, Demütigung, zu tun?

Evelin Lindner: Ich weiss nicht genau, wie es im Deutschen ist, aber im Englischen wurde in einem Lexikon von 1757 erstmals zwischen Demut (humility) und Demütigung (humiliation) als Verletzung der Menschenwürde unterschieden. Voraussetzung hierzu waren die Menschenrechte: die aufkommende Idee der gleichen Würde für alle Menschen. Nehmen Sie einen Menschen der untersten Kaste in Indien. Solange dieser Mensch glaubt, seine Armut sei in einer göttlichen Ordnung begründet, fühlt er sich nicht gedemütigt, auch wenn er leidet.

Gab es denn vor der Aufklärung keine Demütigung?

Ich unterscheide verschiedene Ebenen der Demütigung. Die grundlegende Unterscheidung ist die zwischen einer Verletzung der Ehre und einer Verletzung der Würde. Letztere geht tiefer; sie spricht dem Gedemütigten sein Menschsein ab. Ehre ist etwas Aristokratisches. Der Aristokrat hat das Recht, seine verletzte Ehre im Duell wiederherzustellen; der sozial tiefer Stehende hat dieses Recht nicht.

Man spricht vor allem in Deutschland viel von den «Ehrenmorden» in anatolischen Immigrantenfamilien. Die Männer, die ihre Schwester töten, um die Familienehre wiederherzustellen, sind keine Aristokraten.

Die Männer in einer Welt der Ehre haben die Pflicht, die Familienehre zu bewahren. Sie stehen innerhalb der Familie zuoberst in der Hierarchie, sind gewissermassen die familiäre «Aristokratie».

Das Konzept der Würde ist jünger als das der Ehre?

Ja. Ganz grob gesagt: Bis vor rund zehntausend Jahren gab es, soweit wir wissen, keine Kriege. Dann kam ein Wendepunkt. Die Zahl der Menschen stieg, das Land wurde knapp, die Landwirtschaft entstand. Das schuf ein Sicherheitsdilemma: Man fürchtete sich, dass einem das Land vom Nachbarn weggenommen

wird. Die letzten zehntausend Jahre waren gekennzeichnet von Krieg – und von Hierarchien. Das war die Gesellschaft der Ehre. Ehre war ein Vorrecht der Oberen. Im 18. Jahrhundert begann mit der Aufklärung, der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution der Übergang zur Gesellschaft der Würde, die allen Menschen gleichermaßen zusteht. Das war eine 180-Grad-Kehrtwende, weg von der Ordnung der Ungleichheit. Heute leben wir in einer Übergangszeit, beide Ordnungen existieren nebeneinander. Es ist, als würden einige rechts und die anderen links fahren. Das führt zu Kollisionen.

Die Ehre muss verschwinden, damit die Würde sich voll durchsetzen kann?

Richtig. Die globale Wissensgesellschaft bietet dazu eine grosse Chance. Denn



EVELIN GERDA LINDNER

Für ihre «herausragende Einzelleistung als Forscherin, Projektleiterin und multidisziplinär vernetzte Kämpferin für Humanität in einer globalisierten Welt» wurde Evelin G. Lindner am 19. Oktober mit dem Preis des Schweizerischen Berufsverbandes für Angewandte Psychologie ausgezeichnet. Die 52-jährige gebürtige Deutsche studierte Psychologie und Medizin. Sie führte unter anderem während sieben Jahren eine Privatpraxis in Kairo. 1995 bis 1996 arbeitete sie in Oslo am Forschungsprojekt «The Feeling of Being Humiliated» mit Fallstudien aus Somalia, Ruanda und Burundi. 2001 gründete sie das Netzwerk «Human Dignity and Humiliation Studies». Sie ist an verschiedenen Universitäten tätig.

www.humiliationstudies.org

Wissen ist, anders als Land, eine Ressource, die beliebig vergrössert und geteilt werden kann, ohne kleiner zu werden.

Gibt es so etwas wie eine universelle «Sprache der Demütigung»?

Der Kern der Demütigung ist universell: ein Herunterdrücken eines Menschen oder einer Menschengruppe. Das kann je nach Kultur als legitim empfunden werden oder nicht. Natürlich gibt es grosse Unterschiede zwischen Kulturen und Individuen. Nelson Mandela war, glaube ich, ein Mensch, den man nicht demütigen konnte, bei allem Demütigenden, das er erlebt hat. Als extrem leicht zu demütigen erlebte ich viele Somalier. Dort wird manchmal schon eine rote Ampel als Demütigung empfunden. Und der Parlamentssprecher von Somaliland hat mir gesagt, er müsse vor Wahlen allen Parlamentariern einschärfen, dass sie nach einer Niederlage die Sieger nicht töten dürfen ...

Sie erwähnen die Ampel. Das erinnert mich daran, welche Situationen ich selber als demütigend erlebe: Wenn ich zu Fuss mit einem Kind im Strassenverkehr unterwegs bin und die Autos mir den Weg abschneiden – einfach, weil sie stärker sind. Ist es sinnvoll, dieses vergleichsweise harmlose Gefühl mit dem gleichen Begriff zu bezeichnen wie eine systematische Erniedrigung etwa in einem Krieg?

Ich würde das mit demselben Begriff fassen. Das Prinzip ist wichtig, nicht der Grad. Ich mag das Beispiel der Verkehrsampel: Sie erzwingt Gleichheit; das grosse Auto muss dem kleinen den Vortritt lassen, wenn seine Ampel auf Rot steht. Wir brauchen Institutionen, die Verkehrsampeln gleichen. Auch global.

Die Ampel, die Gleichheit erzwingt, demütigt die Besitzer grosser Autos. Muss man die Starken demütigen, um Gleichheit zu erlangen?

Nicht demütigen, sondern Demut lehren. In Revolutionen haben sich jahrhundertlang die Schwachen erhoben, um sich an die Stelle der Starken zu setzen. In der Menschenrechtsrevolution wurde aber die Ordnung der Ungleichheit überhaupt infrage gestellt. Die Menschenrechte nehmen den Starken das

Recht, sich dadurch gedemütigt zu fühlen, dass andere auf gleicher Stufe stehen. Mandela demütigte die Apartheidelite eben nicht, er überzeugte sie, dass sie herabsteigen müsse.

Oft wird gesagt, der Zweite Weltkrieg sei auch eine Folge der Demütigung Deutschlands im Friedensvertrag von Versailles 1919. Sie wollten die Hypothese untersuchen, die dem zugrunde liegt: dass nämlich Demütigung Krieg auslösen kann. Ihr Schluss?

Ja, sie kann, sie muss aber nicht. Gefühle der Demütigung können auch konstruktiv genutzt werden. Mandela hat das getan; Schirin Ebadi, die Friedensnobelpreisträgerin 2003, und die ehemalige Uno-Menschenrechtskommissarin Mary Robinson tun das. Allerdings hat sich diese Einsicht noch nicht durchgesetzt. Vor allem gibt es Leute, die sagen, man darf die Demütigung nicht erforschen und die Demütigten nicht zu verstehen versuchen, denn damit würde man ihre Verbrechen gutheissen. Terroristen sind böse, fertig.

Kann man das, was je nachdem «Clash of Civilizations» oder «Krieg gegen Terror» genannt wird, als eine Folge von Demütigungen sehen? Immerhin die einzige Supermacht der Welt wurde am 11. September 2001 von Männern überfallen, die mit Küchenmessern bewaffnet waren.

Ja, man kann das so verstehen. Vor allem rhetorisch wird dieser Kampf so geführt. Die al-Kaida ist ja in Gesellschaften der Ehre verankert. Sie spricht eine Sprache der Stärke, der Ehre. Das tut auch George Bush.

Erstauflage: Die USA sind immerhin eines der beiden Mutterländer der Menschenrechte.

Die USA sind sehr differenziert. Bush ist ein Südstaatler. Im Süden haben sich die Ehrenkodizes erhalten; man spricht von Southern Honour. Es gibt aber in den gesamten USA ein starkes Opfergefühl. Diese Menschen stammen von Emigranten ab; das ist eine Demütigung in der eigenen Geschichte. Da ist dieses Gefühl Europa gegenüber: Ihr habt uns rausgeschmissen, wir haben uns unsere bessere Welt aufgebaut und dann habt ihr noch die Frechheit, uns zu kritisieren.

Ist Demütigung heilbar?

Ja. Demütigung ist viel gutartiger als das Sicherheitsdilemma der alten Ehrengesellschaften. Es braucht neue Fertigkeiten, Demütigungen zu heilen oder gar nicht erst aufkommen zu lassen. Das müssen wir noch lernen. Und es braucht globale Regeln – globale Verkehrsampeln.

Sie setzen Ihre Hoffnung auf die Globalisierung?

Die Globalisierung ist derzeit ein demütigender Prozess. Wir müssen die Globalisierung humanisieren, egalisieren, das globale Dorf umbauen. Dass jedes Jahr zwölf Millionen kleine Kinder an den Folgen der Armut sterben, das müsste jedem von uns den Schlaf rauben. Die Tatsache, dass es nur ein globales Dorf gibt, eine Familie der Menschheit, ist allerdings extrem wichtig. Diese Vision müssen wir behalten!

GELESEN

Gewalt mit Gütesiegel

Wenn ein Mensch von einem anderen überfallen wird und dann eine Polizistin eingreift und den Angreifer mit Gewalt ausser Gefecht setzt, so wird niemand intervenieren. Was aber, wenn ein Staat auf seinem Staatsgebiet unschuldige Menschen überfällt? Anders gefragt: Darf (oder gar: muss) bei einem Genozid von aussen gewaltsam eingegriffen werden? Nochmals anders: Gibt es also den gerechten Krieg?

Das Europainstitut der Universität Basel hat vergangenes Jahr dazu eine interdisziplinäre Vortragsreihe organisiert. Jetzt hat dessen Leiter, der Historiker Georg Kreis, die Referate in einem Sammelband herausgegeben. Weil die sieben Beiträge aus sieben Disziplinen stammen (Geschichte, Recht, Theologie, Islamwissenschaft, Philosophie, Politikologie, dazu ein Text des Publizisten Andreas Zumach, der regelmässig für die WOZ schreibt), dient das Buch als ziemlich kurzweilige und recht umfassende Einführung in das Thema.

Die Frage, ob es den gerechten Krieg gibt, wird von allen AutorInnen erstaunlich ähnlich beantwortet: Es gibt ihn wahrscheinlich, aber die Beurteilung erfordert grösste Sorgfalt – und im Zweifelsfall ist auf Krieg (oder auf die «humanitäre Intervention») zu verzichten. Ein gerechter Krieg, da sind sich alle einig, kann nie von einem einzelnen Staat oder einer Staatengruppe ausgehen, dazu ist ausschliesslich die Uno berechtigt. Allerdings hapert es an dieser Stelle; nicht zuletzt, so Zumach, weil George Bush und seine Regierung die Uno blockieren. Kofi Annans Vorschlag, der die Weltgemeinschaft verpflichtet, einzuschreiten, wenn eine Regierung die «Verantwortung zum Schutz» ihrer BürgerInnen nicht wahrnimmt, wurde auf Druck der USA am Uno-Gipfel im September 2005 in New York «nur in verwässerter Form beschlossen», schreibt Zumach. Ob die Uno je mit unabhängigen eigenen Truppen operieren kann, ist deshalb fraglich.

Einigen Beiträgen ist anzumerken, dass sie zunächst mündlich vorgetragen wurden, für eine Publikation sind sie allzu oberflächlich. Doch es gibt auch Prunkstücke, zuvorderst die sorgfältige völkerrechtliche Studie von Anne Peters und Simone Peter, beide von der Uni Basel. Sie zeigen erstens, dass der erst in den letzten Jahren wieder hervorgekramte alte Begriff des gerechten Kriegs einen Rückschritt hinter das relativ junge Völkerrecht bedeutet. Plötzlich steht nicht mehr die Frage des Rechts im Zentrum, sondern wieder die Frage der Moral. Zweitens wollen Peters und Peter die Frage, ob in einem spezifischen Fall eine militärische Intervention der richtige Entscheid ist, davon abhängig machen, ob eine solche nach dem Krieg «eine nachhaltige, menschenrechtskonforme innere Ordnung zu garantieren» vermag. Nicht erst der Irakkrieg beweist, dass mit diesem Kriterium gerechte Kriege kaum mehr zu führen sind. Peters und Peter: «Die Herbeibombung von Demokratie, Menschenrechten und Rechtsstaat scheint seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr zu gelingen. Und wenn eine «humanitäre Intervention» «failed states» und Anarchie zurücklässt, ist sie rechtlich und moralisch gescheitert.» Ganz direkt mit George Bush beschäftigt sich Orlando Budelacci. Der an der Uni Luzern tätige Philosoph untersucht Bushs Reden zum Krieg gegen Terror akribisch und weist nach, wie dieser den Gegner entmenslicht, die eigene moralische Überlegenheit unterstreicht und sich als Erfüllungsgelhilfe eines (heils-)geschichtlichen Plans inszeniert. Selber geführte Kriege sind dann immer gerecht.

Pazifistische Positionen tauchen nicht explizit auf. Doch wenn der gerechte Krieg wie hier kritisch analysiert wird, passieren offenbar zwei Dinge: Zunächst scheint es zwar in genau definierten Situationen sinnvoll, militärisch zu intervenieren. Doch wenn diese Situationen genauer untersucht werden, dann zeigt sich, dass der echte gerechte Krieg höchstens theoretisch existiert. sc

GEORG KREIS (HG.): «Der «gerechte Krieg». Zur Geschichte einer aktuellen Denkfikur». Schwabe Verlag, Basel 2006. 175 Seiten, 24 Franken.